



„Brannte nicht unser Herz?“

Bericht des Landesbischofs
Heinrich Bedford-Strohm
bei der Landessynode der
Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
München
28. März 2023

Inhalt

1	„Profil und Konzentration“ auf dem Weg	3
2	Konzept zur zukünftigen Zuordnung der Finanzen	5
3	Der Weg nach Emmaus	7
4	Deutscher Evangelischer Kirchentag in Nürnberg	8
5	Sexualisierte Gewalt	9
6	Staatsleistungen – ein Versuch zur Versachlichung	10
7	Weltweite Partnerschaft als Grunddimension der Kirche	12
8.	Vom Synodalen zum Landesbischof – dankbare Bilanz	14

Liebe Schwestern und Brüder,

ich bin zwar heute nicht, wie geplant, morgens aufgewacht in dem Wissen, wer meine Nachfolgerin oder mein Nachfolger sein wird. Aber ich bin aufgewacht mit der Zuversicht, dass wir rasch einen Weg finden, mit der gestern unerwartet entstandenen Situation umzugehen. Wir werden heute Abend in einer Sondersitzung des Bischofswahlausschusses alle Optionen sondieren und diskutieren. Fest steht: Es wird eine Nachfolgerin oder einen Nachfolger gebe. Wir müssen nur noch etwas mehr Geduld haben als erwartet, bis wir wissen, wer es ist.

Dies ist – auch das bleibt klar – mein letzter Bericht als Landesbischof vor dieser Synode. Aber ich werde noch bis Oktober meine ganze Kraft dafür einsetzen, dass wir beherzt und zuversichtlich die notwendigen Schritte tun, um unsere bayerische Landeskirche in schwierigen Zeiten gut in die Zukunft zu führen. Wir erleben derzeit einen intensiven, in vieler Hinsicht schmerzlichen, aber zugleich auch mit vielen Chancen verbundenen grundlegenden Umbauprozess unserer Institution Kirche. Ich wage die Aussage, dass wir uns gegenwärtig in einem der größten Transformationsprozesse befinden, die unsere Kirche je durchlebt hat. Und ich hoffe, dass ich meinem/r Nachfolger/in die Leitung unserer Kirche, wer immer es am Ende sein wird, so übergeben kann, dass nach vielen Jahren der Diskussion und wichtigen Schritten, die schon gegangen sind, dieser Transformationsprozess nun wirklich aufs Gleis gesetzt ist.

1. „Profil und Konzentration“ auf dem Weg

Die Synodalpräsidentin hat in ihrer Eröffnungsrede den Weg beschrieben, den wir seit der Coburger Synode 2017 bis zur Zukunftskonferenz im vergangenen Sommer in Tutzing mit unserem Zukunftsprozess „Profil und Konzentration“ gegangen sind. PUK war von Anfang an als theologisch fundierter Kirchenreformprozess angelegt, nicht als Sparprozess! Der Mensch, die frohe Botschaft und die uns zur Verfügung stehenden Ressourcen sollten und sollen für den Transformationsprozess gut miteinander verbunden sein.

Die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten sieben Jahrzehnte, die mit den Stichworten „Individualisierung“ und „Pluralisierung“ beschrieben werden können, sind so grundlegend, dass auch eine Kirche, die wirklich im Kontakt sein will mit den Menschen und ihren Fragen, sich grundlegend verändern muss. Hinzu kommt, dass es in den letzten beiden Jahrzehnten, ganz besonders in den 12 Jahren meiner eigenen Amtszeit, durch die Digitalisierung der Lebensbereiche und ganz besonders durch die digitale Kommunikationsexplosion mit all ihren Licht- und Schattenseiten zu einer grundlegenden Veränderung unserer Lebenswelten gekommen ist. Gerade für eine Institution, deren Kernauftrag die Kommunikation ist, kann diese Veränderung in ihrer Bedeutung kaum überschätzt werden.

Darauf hat „Profil und Konzentration“ – oder, wie wir längst liebevoll sagen: „PuK“ – reagiert. Und ich habe in den letzten sechs Jahren etwas erlebt, wofür ich von Herzen dankbar bin, nämlich die Bereitschaft, sich auf allen Ebenen unserer Kirche ganz konkret auf diesen Transformationsprozess einzulassen und ihn vor Ort für den je eigenen Verantwortungsbereich zu operationalisieren.

Ein Beispiel dafür, wie beherzt die notwendigen Veränderungen angegangen werden, hat sich auch bei der bisherigen Umsetzung der Landesstellenplanung 2020 gezeigt, die vor 2 Jahren durch die Landessynode beschlossen wurde. Die Gremien vor Ort, insbesondere die Dekanatsausschüsse haben den Grundgedanken hervorragend aufgenommen, dass es sich eben nicht um einen reinen Reduktionsprozess handelt, wie manche immer wieder gefürchtet

hatten, sondern um einen nachhaltigen Gestaltungsprozess, der im Sinne von PuK kirchliche Inhalte und die dafür zur Verfügung stehenden Ressourcen zusammendenkt. Und zwar zuerst von den Inhalten her und erst im zweiten Schritt mit Blick auf Stellen oder Geld.

Eine systematische Evaluation ermöglicht uns valide Aussagen über diesen Prozess. Die Landesstellenplanung ist von Anfang an nicht als abgeschlossener Prozess gedacht worden, sondern als ein lernender Weg, wie wir Menschen, Inhalte und Strukturen miteinander verknüpfen können, und zwar immer wieder neu. Dass wir in unserer Kirche so viel über Erprobungen sprechen, hat auch in dieser Form von Stellenplanung seinen Grund: Vor dem Beschluss haben Erprobungsdekanate die Regelungen erkundet und mitgeprägt, seit dem Beschluss lernen wir aus den Erfahrungen der Umsetzung, und entwickeln kontinuierlich weiter.

Teilergebnisse der Evaluation fließen kontinuierlich in die Weiterarbeit ein. Bisher werden Optimierungsbedarfe benannt bei Fragen nach der wahrgenommenen Gerechtigkeit und nach ausreichender Information, Beteiligung und Mitsprache, vor allem auch der Ehrenamtlichen am Prozess. Auch die inhaltliche Verknüpfung mit PuK und die Kommunikation der Rahmenbedingungen für die Gestaltung vor Ort werden als verbesserungsfähig gesehen.

Insgesamt zeigen sich aber klar positive und zustimmende Bewertungen und vor allem eine angesichts der schwierigen Gesamtsituation breite Übereinstimmung im Sinne einer Haltung, die die herausfordernden Realitäten akzeptiert und auch in Kürzungssituationen nach Chancen sucht. Und die zum Beispiel das regionale Denken nicht als Gefahr, sondern als vielversprechende Möglichkeit sieht. Gut 35 Dekanatsbezirke haben bereits ihre Konzeptionen erstellt, Verteilungsbeschlüsse für die zugewiesenen Stellenkontingente gefasst und im Landeskirchenamt eingereicht. Die mit der Umsetzung der Beschlüsse nötigen Stellen- und Personalveränderungen werden in Rücksprache mit den Dekaninnen und Dekanen konkret geplant und damit die Festsetzungsentscheidungen vorbereitet. Oft kommt bei der Planung von nachhaltigen Strukturen bereits die Landesstellenplanung 2025 in den Blick der Planenden.

Auch das ist eine wichtige Erkenntnis auf dem Weg: Wo jetzt schon weitergedacht wird als bis zu den festgesetzten Umsetzungs-Zeitpunkten, da wird häufig auch jetzt schon mehr möglich.

Die systematische Evaluation des Landesstellenplans hat überraschend positive Ergebnisse gebracht. Zugleich steht die nächste große Aufgabe an: Wir müssen bei der nächsten Landesstellenplanung über das Jahr 2030 hinausdenken, also bis zu dem Zeitpunkt, an dem die großen Pensionsjahrgänge verdaut sind und eine realistische Perspektive auf stabile Personalzahlen besteht.

Weitere wichtige Konkretisierungen von PuK und ein Ergebnis der Zukunftskonferenz sind zu nennen: wir haben erste Rahmenbedingungen gesetzt, die noch mehr Regionalisierung der Entscheidungen ermöglichen. Wegweisend wird sein, dass wir stärker über regionale Budgetierungen arbeiten: etwa beim Bauen. Wir arbeiten daran, die Zahl der Dekanate zu verkleinern, das Führungsprofil der Dekane und Dekaninnen zu schärfen und mit mehr Leitungsanteil zu versehen. Auch die Überlegungen zur Verringerung der Anzahl der Kirchenbezirke sind in vollem Gange.

Wir haben Innovationstöpfe geschaffen, durch die eine Menge spannender Zukunftsideen ausprobiert werden können. Wir arbeiten derzeit intensiv an der Neuaufstellung der Kommunikation, für die wir noch in diesem Jahr das Konzept fertig haben werden. Wir bereiten gerade für die nächsten Monate ein Pilotprojekt vor, in dem wir die Möglichkeiten der

Mitgliederbindung durch digitale Möglichkeiten auf ganz neue Füße stellen wollen. All das sind konkrete Umsetzungsmaßnahmen der Ziele der Zukunftskonferenz.

Ich danke allen Beteiligten und Betroffenen in diesen Prozessen für den großen Einsatz und die Bereitschaft, unsere Kirche ganz konkret und in einem gelingenden Zusammenspiel von klarem Rahmen und großer inhaltlicher Freiheit weiterzuentwickeln. Und ich danke ganz besonders denen, die den PuK-Prozess jetzt seit so langer Zeit entwickelt, immer wieder unterstützt und weiter begleitet haben. Dem Synodenpräsidium und dem LSA, dem Landeskirchenrat, Pfarrer Dr. Steffen Bauer, der uns über ein wichtiges Wegstück intensiv begleitet hat, aber vor allem dem PuK- und Strategie-Team mit Sandra Bach, Brigitta Bogner, Juliana Ulverich und unserem Planungsreferenten Thomas Prieto Peral, das – so muss man das in diesem Fall wirklich sagen – ein echtes Stück Lebenszeit diesem Prozess gewidmet hat. Ohne euch wären wir nie an den Punkt gekommen, an dem wir jetzt sind. Von Herzen Dank dafür!

2. Konzept zur zukünftigen Zuordnung der Finanzen

Zu den Entscheidungen, für deren Reifung wir uns bewusst Zeit genommen haben, gehört das Finanzkonzept, mit dem wir bis zum Jahr 2030 die Verwendung unserer finanziellen Ressourcen so neu ordnen wollen, dass wir mit den dann voraussichtlich zur Verfügung stehenden Geldern auskommen. Unsere Finanzabteilung hatte dafür, hochgerechnet auf das Jahr 2030 ein Einsparziel von real 189 Mio. Euro ermittelt.

Wir haben bei der letzten Synodentagung angekündigt, dass wir als Landeskirchenrat auf unserer Februarklausur ein Konzept für diese Einsparungen erarbeiten wollen. Ich kann Ihnen heute, bei meiner letzten Synodaltagung, Vollzug melden und mitteilen, dass wir dieses Ziel erreicht haben.

Seit Juni 2022 sind alle Abteilungen in eine interne Ausplanung ihrer Haushaltsstellen bis 2030 gegangen. Wir haben in einem intensiven Diskussionsprozess abteilungsübergreifend und anhand der Systematisierung von Planungseinheiten gemeinsam überlegt, wie wir das Geld so zuordnen können, dass die in unserem PuK-Prozess erarbeiteten Vor- und Nachrangigkeiten darin zum Ausdruck kommen. Die Schwerpunktsetzungen und Entscheidungen, die der LKR getroffen hat, werden derzeit von den Abteilungsleitern und den Referenten und Referentinnen auf die nötigen Rahmenbedingungen und Umsetzungsprämissen überprüft. Und es müssen nun zunächst diejenigen informiert und konsultiert werden, deren Arbeit und Verantwortungsbereiche in die eine oder andere Richtung betroffen sind. Wir planen, Ihnen konkretere Inhalte bei einer per Zoom stattfindenden Informationsveranstaltung für alle Synodalen am 2. Mai zu erläutern. Dazu lade ich Sie schon heute herzlich ein!

All dieser beschriebenen Arbeit zu Grunde liegt das Konzept einer mittelfristigen Finanzplanung bis 2030, die nun mit konkreten Eckzahlen untermauert ist. An dieser Stelle der Finanzabteilung, und insbesondere Oswald Heizenreder, herzlichen Dank für diese großartige Arbeit. OKR de la Lanne wird in seinem Finanzbericht näher auf die Planungen eingehen.

Ich will nur anhand eines Punktes, nämlich des Personalrückgangs, deutlich machen, wie sehr der Sparprozess und die Kirchentwicklung zusammenhängen. Unser Personalchef OKR Stefan Reimers hat dieser Synode bereits erläutert, wie dramatisch der Personalrückgang bis zum Jahr 2035 sein wird. Der Nachwuchs kann schlicht und einfach die riesengroßen Zahlen an Pensionsfällen der kommenden Jahre nicht ausgleichen. Wir rechnen mit einer Halbierung. Das gilt nicht nur für die Pfarrer/innen, sondern ähnlich auch für die anderen kirchlichen Berufsgruppen.

Es liegen jetzt Zahlen darüber vor, wieviel weniger Geld wir angesichts dieses Personalrückgangs werden aufwenden müssen. Bei den Pfarrer*innen, Religionspädagog*innen, Diakon*innen und Kirchenmusiker*innen liegen die Einsparungen bei ca. 71 Mio. €.

Finanzdiskussionen müssen wir hier gar nicht führen, denn aller Voraussicht nach ist dieser Personalrückgang ein Faktum. Wir werden aber leidenschaftliche Diskussionen darüber führen müssen, wie wir die Arbeit mit weniger Personal gestalten wollen. In Kürze werden viele Pfarrstellen unbesetzt sein, die Vakanzen werden länger, Kirchenmusiker*innen fehlen ebenso wie Lehrkräfte für Religion. Es stellt sich in allen Bereichen die Frage, wie die dann noch vorhandenen Personalressourcen sinnvoll eingesetzt werden sollen. In dieser Situation wird nun umso wichtiger, was wir in den letzten Jahren im Hinblick auf das Miteinander der Berufsgruppen erarbeitet haben. Größtmögliche Flexibilität bei der Besetzung der Stellen und gute Zusammenarbeit der Berufsgruppen wird eine Schlüsselbedeutung haben.

Eine in dieser Situation wichtige Weiterentwicklung sind auch die 5% an Stellen, die zukünftig auch mit nichtkirchlichen Berufsgruppen besetzt werden können, wenn dies vor Ort als inhaltlich sinnvoll betrachtet wird. Im Sinne der regionalen Stärkung und Verantwortung probieren wir da etwas in einem ersten Schritt aus, was von vielen gefordert wurde. Wenn es sich bewährt, wollen wir es weiterentwickeln. Bitte geben Sie dieser Vorlage während dieser Synodaltagung Ihr „grünes Licht“.

Neben den notwendigen Verkleinerungen werden wir mit einem Ansparfond ein Gestaltungswerkzeug haben, mit dem Kirchenentwicklung und Ressourcensteuerung noch weiter verzahnt werden und durch das strategische Zukunftsthemen in den Blick genommen werden können. Dazu sollen überzählige Kirchensteuereinnahmen nicht mehr einfach in die allgemeine Kirchenkasse fließen, sondern in Zukunftsprojekte wie Klimaverträglichkeit gesteckt werden. Gerade an der Ermöglichung unseres ins Auge gefassten und im anvisierten Klimaschutzgesetz festzulegenden Weges zur Klimaneutralität arbeiten wir intensiv. Ich bin sehr dankbar, dass der Wille dazu abteilungsübergreifend sehr groß ist. Und wo es noch irgendwelche inneren oder äußeren Blockaden zu überwinden gilt, bitte ich darum, konsequent in den Ermöglichungsmodus umzuschalten.

In all unseren intensiven Diskussionen um Schwerpunktsetzungen und den damit verbundenen Nachrangigkeiten hat uns stets ein Dilemma begleitet: denn die großen Finanzposten in unserem Haushalt haben zu tun mit Personal – in den Gemeinden und überparochial zur Begleitung der Menschen in Seelsorge, diakonischem Engagement, religiöser Bildung und durch die Kraftquellen, die die Kirchenmusik bietet. Bei alledem müssen wir ja sagen: Wir brauchen nicht weniger davon, sondern mehr! Und trotzdem können wir das Geld für das, was wir da gerne tun würden, nicht herzaubern.

Deswegen erhoffe ich mir eine neue Nachdenklichkeit in der Gesellschaft über die Rolle der Institution Kirche. Eine erschreckend hohe Zahl von 48.542 Menschen sind im vergangenen Jahr aus unserer evangelischen Kirche in Bayern ausgetreten. Und es gibt keine Anzeichen dafür, dass sich dieser Trend umkehrt. Dazu sind die gesellschaftlichen Entwicklungen zu wirkkräftig. Die Konsequenzen für die institutionelle Präsenz der Kirchen in der Gesellschaft werden schmerzlich sichtbar werden, wenn wir mit weniger Mitgliedern auch weniger Geld zur Verfügung haben. Auch manches an wirklich segensreicher Arbeit der Kirchen wird nicht mehr möglich sein. Vielleicht kann diese Erkenntnis bei denen, die sich mit dem Gedanken an einen Kirchenaustritt tragen, auch zu einer neuen Wertschätzung kirchlicher Präsenz führen.

Zu ihnen sage ich: Wir danken Ihnen von Herzen, dass Sie mit Ihren finanziellen Beiträgen uns segensreiche Arbeit für viele Menschen ermöglichen. Und wir brauchen Sie und Ihre Unterstützung auch in der Zukunft. Und wenn Sie Hinweise haben, wo wir mit den begrenzten uns zur Verfügung stehenden Mitteln besser werden und mehr tun können, dann sagen Sie es uns. Und am allerbesten: Machen Sie mit und bringen Sie sich mit Ihren Ideen in Ihre Gemeinde ein. Wir freuen uns auf Sie!

3. Der Weg nach Emmaus

Ich bin in den letzten Wochen und Monaten viel in unseren Gemeinden und Dekanaten unterwegs gewesen. Dabei habe ich beides gesehen: Aufbruchsstimmung und Lust an der Veränderung trotz zurückgehender Ressourcen. Aber auch Niedergeschlagenheit angesichts so vieler Meldungen über Abbrucherfahrungen und kontinuierliche Abbauprozesse. Und natürlich Vergeblichkeitserfahrungen. Wer gute Ideen hatte, sich engagiert hat, viel Mühe gegeben hat, leidet darunter, wenn dann doch keine wirkliche Resonanz kommt. Nur wenige Menschen im Gottesdienst zu sehen, immer mehr Arbeit vor sich zu haben, aber den Erfolg dieser Arbeit nicht zu sehen, das ist manchmal schwer auszuhalten. Und bei allem Aufbruch gebietet die Ehrlichkeit auch wahrzunehmen, dass die Entwidmung von Kirchen oder der Wegfall einer Pfarrstelle die Gemeindeabriet vor Ort auch nachhaltig schwächen oder richtiggehend kaputt machen kann. Und zwar ohne Happy End.

Mir geht es nahe, wenn ich solche Erfahrungen wahrnehme. Und mir ist dabei eine Geschichte noch einmal neu nahegekommen, die wir eigentlich erst nach Ostern erzählen, die aber die Trauer, die solche Prozesse auslösen, noch atmet. Es ist die Geschichte von den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus.

Emmaus war ein Ort, ca. 11 km von Jerusalem entfernt. Und der Evangelist Lukas erzählt nun, wie zwei Jünger sich auf den Weg von Jerusalem in dieses Dorf machen. Es ist so etwas wie eine seelsorgerliche Weggemeinschaft, eine wandelnde Selbsterfahrungsgruppe von zwei Menschen, deren große Hoffnungen zerplatzt sind und die irgendwie damit fertigwerden müssen. Sie reden über das, was in Jerusalem geschehen ist und mit dem Tod Jesu am Kreuz geendet hat.

Die Stimmung war vielleicht gar nicht so anders als die Gefühle, die wir manchmal haben, wenn unsere Kirchenträume zerplatzt sind und auch der neueste Aufbruch nichts geändert hat am Rückgang der Mitgliederzahlen. „Wachsen gegen den Trend“ nannte man das in dem großen und wichtigen EKD-Reformpapier „Kirche der Freiheit“. Inzwischen ist dieser Slogan kirchenoffiziell zurückgenommen worden. „Es war ein Fehler, gegen den Trend wachsen zu wollen“, sagt etwa Thies Gundlach, seinerzeit Vizepräsident des Kirchenamts der EKD, 2016 in einem idea-Interview und fügt hinzu: „Wir haben die Kraft gesellschaftlicher Trends unterschätzt.“

Wie jetzt aber mit den zerplatzten Hoffnungen weitermachen?

Die Emmaus-Geschichte gibt eine starke Antwort. Es ist ja kein Zufall, dass es nicht ein einsamer einzelner Jünger ist, der da aus Jerusalem weggeht, sondern, dass er mit einem Gefährten geht, dass es zwei sind. Und dann gesellt sich dieser Dritte zu ihnen, fragt sie, was los ist. Und als sie von den niederdrückenden Ereignissen in Jerusalem erzählten, legt er ihnen die Bibel aus: „Und er fing an bei Mose und allen Propheten und legte ihnen aus, was in allen Schriften von ihm gesagt war“ (Lk 24,27). Er hat ihnen einfach die Bibel ausgelegt! Sie spüren die Kraft, die von ihm ausgeht und bitten ihn, zu bleiben, mit ihnen zu essen. Sie sagen in den

Worten unseres bekannten Abendkanons: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.“ Erst als er mit ihnen das Brot bricht, merken sie, dass es Jesus ist – und dann verschwindet er auch schon wieder.

Und jetzt kommt das für uns heute Entscheidende. Sie sagen: „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete?“

Wenn es uns mit unserer Kirche so geht wie den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus, dann lasst uns selbst die Kraftquellen heben, neu entdecken, in uns wirken lassen, die doch der Grund für all unser Engagement für die Kirche und für die Welt sind. Lasst uns die wunderbaren Texte der Bibel neu entdecken und miteinander teilen. Lasst uns spüren, wie die Liebe Jesu Christi unser Herz vollmacht, so dass es überläuft zu den anderen, so wie Luther es einmal gesagt hat.

Ein Beispiel dafür, wie das in unserer evangelischen Kirche gelingen kann, hat am Wochenende die Zeitungsseiten in einem Ausmaß gefüllt, wie ich das selten erlebt habe. Ich glaube, es ist kein Zufall, dass es die Liebe war, die so viel positive Aufmerksamkeit gefunden hat.

Die Aktion „Einfach heiraten“ war eine mutige Aktion. Sie hat im Vorfeld zu Kontroversen geführt. Man hatte Sorge, dass der Segen verschleudert wird, wenn die Kirche ohne lange Vorbereitung spontane Hochzeiten ermöglicht. Die kirchliche Trauung war bei dieser Aktion für die möglich, die schon standesamtlich verheiratet sind und die jetzt ohne großen Auftrieb und vielleicht dadurch umso tiefergehender den Segen Gottes für ihre Ehe erbitten. Aber auch viele andere haben sich am letzten Donnerstag segnen lassen. Es ist deutlich geworden, wie wunderbar es ist, wenn Menschen einfach Gottes Segen für ihre Beziehung erbitten und sich dadurch stärken lassen. Hier ist unsere Kirche als die Kirche sichtbar geworden, die sie ist. Eine Kirche, die die Liebe, die Offenheit und die Zugewandtheit, von der sie spricht, auch selbst ausstrahlt. Niemand unter denen, die gekommen sind, hat den Segen leichtfertig entgegengenommen. Wer sich Segen wünscht, drückt damit eine tiefe Sehnsucht aus. Eine Sehnsucht nach Annahme, eine Sehnsucht nach Stärkung, eine Sehnsucht nach Heil. Genau diese Sehnsucht wollen wir als Kirche stillen. Die Kirche der Zukunft ist eine Kirche, die genau das ausstrahlt: Annahme, Stärkung, Heilung.

So wollen wir in die Zukunft gehen. Lasst uns fest darauf vertrauen, dass Christus unseren Weg als Kirche mitgeht, selbst, wenn wir nur zwei sind. Ich bin sicher, wir werden diese Worte der Jünger dann auch sagen können. Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete?

Ausbrennen wollen wir nicht, aber für Christus brennen, das wollen wir schon. Mit dem Feuer der Liebe im Herzen können wir voller Zuversicht in die Zukunft gehen.

4. Deutscher Evangelischer Kirchentag in Nürnberg

Lassen Sie mich ein Ereignis in den nächsten Monaten nennen, auf das ich mich schon sehr freue und bei dem ich sicher bin, dass es bei vielen Menschen, gerade auch jungen Menschen genau dieses Gefühl wecken wird. Da werden sich nicht nur zwei Leute auf den Weg machen, auch nicht nur 20, sondern 20 000 und vielleicht sogar 50 000 oder 80 000. Ich spreche natürlich vom Deutschen Evangelischen Kirchentag, zu dem wir am 7.-11. Juni Deutschland und die Welt nach Nürnberg einladen. Seit 44 Jahren sind wir damit zum ersten Mal wieder Gastgeber dieses protestantischen Großereignisses.

Kürzlich haben wir das Programm vorgestellt bekommen. Demnächst wird es veröffentlicht. Und ich kann nur sagen: es wird richtig gut! Niemand im protestantischen Bayern – und für

die Menschen anderer Konfessionen gilt es auch – sollte sich diese Tage in Nürnberg entgehen lassen. Gerade in Zeiten, in denen an einem normalen Sonntag viele Kirchen nur spärlich gefüllt sind, tut es einfach gut, einmal auch sinnlich zu spüren, wie viele wir sind. Dafür müssen sich aber, die, die sich sonst oft etwas allein vorkommen, auf den Weg machen. Kommen Sie auf jeden Fall nach Nürnberg und Fürth, entweder für einen Tag oder die ganzen Tage von Mittwoch bis Sonntag. Melden Sie sich so bald wie möglich an. Bis Anfang April gibt es sogar noch einen Frühbucher-Rabatt!

Und wenn Sie im Großraum Nürnberg wohnen und zu Hause etwas Platz für Gäste haben, stellen Sie doch ein Privatquartier zur Verfügung. Die Hotelkosten sind für viele Menschen nicht zu bezahlen. Deswegen hat der Kirchentag eine digitale Privatquartierbörse eingerichtet, bei der man ein Privatquartierangebot melden kann.¹ Im Moment übersteigt die Nachfrage bei weitem das Angebot. Und wenn Sie mit dem digitalen Eintragen nicht zurechtkommen, melden Sie sich einfach beim Kirchentag.

Werbeblocks sind nicht immer aus Überzeugung eingeschoben. Dieser Werbeblock kommt aus der vollsten Überzeugung. Im Juni soll unser Weg nach Emmaus der Weg nach Nürnberg sein. Christus wird mitten unter uns sein!

Ich weiß nicht, wann wir uns vielleicht vorher noch sehen. Ich sage auf jeden Fall: See you in Nürnberg!

Beim Kirchentag wird auch ein Thema eine wichtige Bedeutung haben, das uns als Landeskirche, auch mich ganz persönlich, intensiv beschäftigt, manchmal täglich.

5. Sexualisierte Gewalt

Ich habe das Thema „sexualisierte Gewalt“ seit 2018 in jedem Jahr in meinen Berichten vor der Landessynode angesprochen. Der Grund dafür ist nicht nur, weil es in mir immer wieder von neuem Scham hervorruft, wenn ich daran denke, dass wir als Kirche diejenigen, die solche sexualisierte Gewalt im Raum der Kirche erfahren haben, davor nicht schützen konnten. In meinen regelmäßigen Treffen mit den Menschen, für die das gilt, habe ich dieses Gefühl der Scham immer wieder gespürt, zugleich aber auch die Dankbarkeit dafür, dass wir überhaupt so im Austausch sein können. Ich habe das Thema in meinen Berichten aber auch deswegen regelmäßig angesprochen, weil ich die Hoffnung hatte, durch regelmäßige Präsenz des Themas in den öffentlichen Äußerungen unserer Kirchenleitung die Sensibilität für das Thema wachzuhalten.

Ich habe jetzt das Gefühl, dass das wirklich gelungen ist, so viel Weg noch vor uns liegt. Wir haben in den letzten Jahren viel dazugelernt, aber dadurch auch viel erreicht. OKR Nikolaus Blum wird gleich Näheres zur aktuellen Arbeit der Fachstelle sagen.

Heute kommen nun nach der langen Pandemie-Pause ohne physische Begegnungsmöglichkeit erstmals hier bei unserer bayerischen Landessynodaltagung Menschen öffentlich zu Wort, die selbst sexualisierte Gewalt erfahren haben. Sie werden Ihnen nachher noch vorgestellt werden. Neben denen, die bei dem Podium reden werden, das wir nachher haben werden, sind auch andere hier bei der Synode als Gäste dabei – alle miteinander begrüße ich Sie herzlich.

¹ <https://unterkunft-kirchentag.de>

Auf dem Podium werden zwei Menschen sitzen, die durch die EKD mandatiert sind und zugleich einen Bayern-Bezug haben. Da es noch keine Struktur gibt, die eine Auswahl der Podiumsteilnehmer durch die Betroffenen ermöglicht hätte, war das die einzige Möglichkeit, keine willkürliche Wahl zu treffen. Und ich hoffe, dass uns gerade dieses Podium mit den dahinterstehenden EKD-Erfahrungen helfen wird, selbst eine gute Struktur zu finden. Neben dem Austausch auf dem Podium wird Ihrer aller Anwesenheit auch Gelegenheit zum informellen Austausch über das Plenum hinaus geben.

Wir werden gleich über Betroffenenbeteiligung, Aufarbeitung und Prävention näher ins Gespräch kommen. Daher will ich vorab nur ein Thema ansprechen:

Bei vielen Fragen – ich habe es gesagt – lernen wir immer wieder dazu. Und allein der Stellenaufwuchs in der Fachstelle zeigt, dass die Landessynode, die ja unser Haushaltssouverän ist, die Wichtigkeit dieses Themas erkannt hat. Wir kommen aber mit unseren kirchlichen Möglichkeiten immer wieder an unsere Grenzen. Bei der Ahndung dieser Verbrechen gilt das sowieso. Wir haben – so lange ich das jetzt selbst übersehen kann – selbstverständlich immer die entsprechenden Taten an die Staatsanwaltschaft weitergegeben. Das ist deswegen in unserem ureigenen Interesse, weil wir gar nicht vergleichbare Möglichkeiten haben, die Taten aufzuklären und zu ahnden. Wenn Taten verjährt sind – und das ist leider bei den meisten der Fall – und die Staatsanwaltschaft nicht mehr handeln kann, dann haben wir nur noch das vergleichsweise stumpfere Schwert des Disziplinarrechts. Deswegen hoffe ich auf die größtmögliche Mithilfe des Staates bei der Aufklärung und Ahnung der Taten.

Ich erhoffe mir aber v.a. in einer anderen Hinsicht mehr Unterstützung vom Staat. Es besteht eine große Unsicherheit darüber, was als Anerkennungsleistung angemessen ist oder was in Härtefällen noch zusätzlich gezahlt werden sollte. Das Gefühl sagt: Wer sexuellen Missbrauch erlebt hat und an den Folgen bis heute leidet, darf nicht feilschen müssen. Er muss mit allen Kräften und allen Mitteln unterstützt werden. Und trotzdem müssen wir Vergleichbarkeit schaffen. Vergleichbarkeit in unseren eigenen unterschiedlichen kirchlichen Ebenen, aber auch Vergleichbarkeit mit anderen gesellschaftlichen oder staatlichen Orten, an denen sexualisierte Gewalt geschieht, ob es der Sport ist oder die Schule, die Chorarbeit oder die Jugendarbeit.

Es kann nicht sein, dass Menschen, die die gleiche schlimme Erfahrung gemacht haben, je nach geographischem oder gesellschaftlichem Ort unterschiedlich behandelt werden. Wir brauchen einheitliche gesellschaftliche Standards für einen gerechten Ausgleich. Und dazu brauchen wir dringend eine staatlich eingesetzte Kommission, die die Standards für die ganze Gesellschaft festlegt. Ich sichere schon jetzt für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern zu, dass wir alles zahlen werden, was diese Kommission an Leistungen festlegt.

Um das Verhältnis von Kirche und Staat geht es auch in dem nächsten Thema, das ich wenigstens kurz ansprechen möchte: die sogenannten „Staatsleistungen“.

6. Staatsleistungen – ein Versuch zur Versachlichung

In den letzten Wochen und Monaten ist in den öffentlichen Diskussionen um die Kirchen – bis hin zur „heute-show“ – immer wieder das Thema „Staatsleistungen“ aufgetaucht. Dabei ist es immer wieder erstaunlich, wie gering die Faktenkenntnis oft gerade bei denen ist, die die stärksten Aussagen darüber machen.

Bei dem, was man als „Staatsleistungen“ im engeren Sinne bezeichnet, für die ELKB ein Betrag von rund 3 Mio €, handelt es sich nicht um Goodwill-Zahlungen des Staates, sondern um

begründete Rechtsansprüche. Die historischen Hintergründe erscheinen mit zunehmendem Zeitablauf aber immer weniger verständlich und vermittelbar. Deswegen begrüßen wir das Vorhaben der Bundesregierung, dem Grundgesetzauftrag nachzukommen und angemessene Rahmenbedingungen für die Ablösung zu setzen.

Bei diesen Staatsleistungen im engeren Sinne handelt es sich um pauschalisierte Zahlungen an die evangelische Landeskirche zur Unterstützung der Zwecke der Kirchenleitung, insbesondere der Gehälter des Landeskirchenrats. Diese Rechtsverpflichtungen stammen aus den Folgen der schrittweisen Säkularisation und sind unumstritten den durch die Weimarer Reichsverfassung und das Grundgesetz garantierten Staatsleistungen zuzurechnen.

Der größte Teil der Zahlungen an die evangelische Landeskirche, der sogenannte „Seelsorgegeistlichenpfennig“, eine historisch bedingte Bezeichnung, sind aber Gelder, die auch religionskritische Verbände wie der Bund für Geistesfreiheit oder die Humanistische Union für ihre Mitglieder erhalten. Das ist der Aspekt, der in der öffentlichen Diskussion zumeist verschwiegen wird. Es ist schon etwas merkwürdig, wenn diese Verbände die Kirchen für ihre Privilegien kritisieren, sich dabei auf die Staatsleistungen beziehen, und dabei verschweigen, dass sie selbst bei einem wesentlichen Teil davon genau die gleichen Pro-Kopf-Leistungen erhalten. Die Kirchen bekommen sogar weniger, weil ein Teil mit den Leistungen für den Religionsunterricht verrechnet werden.

Der gewaltige Unterschied in der Höhe verdankt sich allein dem gewaltigen Unterschied in der Mitgliederzahl. Während die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern über 2 Millionen Mitglieder hat, ist auf S. 259 des Haushaltsplans des Kultusministeriums für den Bund für Geistesfreiheit eine Mitgliederzahl von 4805 und bei der Humanistischen Vereinigung eine Mitgliederzahl von nur 1993 vermerkt. Ersterer bekommt daher vom Staat einen Betrag von 42.000 €, letztere einen Betrag von 18.000.- €. Bei der Evangelisch-Lutherischen Kirche ist es ein Betrag von 14,2 Mio €. Dass es bei den beiden Verbänden so wenig ist, liegt also nicht an irgendeiner Benachteiligung gegenüber den Kirchen, sondern schlicht an einer Mitgliederzahl, die knapp an der Grenze der Bedeutungslosigkeit vorbeischrämmt.

All diese Zahlen sind mit ein paar wenigen Klicks auf der Homepage des Kultusministeriums zu finden. Ich habe dafür nur etwas über eine Minute gebraucht. Umso mehr wundert es mich, dass diese für die Beurteilung der Legitimität der Staatsleistungen sehr wichtige Information auch in vielen journalistischen Äußerungen dazu kaum erwähnt wird.

Neben den genannten Zuschüssen für die Kirchenleitung aus den alten Rechtsverpflichtungen und dem „Seelsorgegeistlichen-Pfennig“ gibt es noch pauschalisierte Baulasten, die insbesondere dem Erhalt von Kirchengebäuden und Pfarrhäusern dienen und je nach konkretem Bedarf sehr stark schwanken. Den Erhalt von Denkmälern aber kann man nicht einfach als Geldzahlung an die Kirche betrachten.

Aus meiner Sicht sind das Einzige, was unzweifelhaft abgelöst werden sollte, die drei Millionen Euro. Und ich sage ganz klar: Ich bin froh, wenn das so schnell wie möglich passiert. Denn wegen dieser drei Millionen wird der Kirche immer wieder vorgeworfen, dass sie vom Staat ausgehalten werde – und das ist einfach unsinnig.

Hinsichtlich des anderen viel größeren Betrages, des „Seelsorgegeistlichen-Pfennigs“, muss man sich entscheiden: Will man es beibehalten, dass der Staat für Institutionen, die sich für den sozialen Zusammenhalt engagieren, zahlt oder nicht? Aus meiner Sicht spricht viel dafür, diese Unterstützung weiter zu zahlen und damit den Einsatz für den sozialen Zusammenhalt zu unterstützen.

Klar ist: Die Kirchen beharren nicht auf irgendwelchen Privilegien, sondern sie wollen so behandelt werden wie alle anderen auch. Zahlungen – etwa an kirchliche Kindergärten –, die den Kirchen nach dem Subsidiaritätssystem zustehen, dürfen natürlich nicht – wie das immer wieder der Fall ist – unter die Staatsleistungen gezählt werden. Solche Gelder bekommen alle Träger, die Aufgaben leisteten, für die eigentlich der Staat zuständig ist. Das kann die Arbeiterwohlfahrt sein, der Humanistische Verband oder eben auch die Kirchen.

Liebe Synode, ich bitte Sie, diese Informationen, wo immer möglich, zu verbreiten. Wir sollten jedenfalls das uns Mögliche tun, die Diskussion um die Staatsleistungen an die Kirchen zu versachlichen und damit all denen entgegenzutreten, die, aus Unkenntnis oder vielleicht auch zuweilen in böser Absicht, die Staatsleistungen als Instrument zum Kirchenbashing missbrauchen. Damit muss endlich Schluss sein!

7. Weltweite Partnerschaft als Grunddimension der Kirche

Dass die letzte Synodaltagung meiner Amtszeit zusammenfällt mit dem Schwerpunktthema „weltweite Kirche“, empfinde ich als eine glückliche Fügung. Und es ist mir eine riesengroße Freude, dass mit Euch, liebe Silvia Genz, lieber Fredrik Shoo und Robert Kitundu, liebe Felista Namkonda, lieber Ronaldo Orteiz Martinez mit euren Delegationen aus Brasilien, Tansania und Honduras und allen anderen Vertreter*innen der Partnerkirchen, heute Menschen unter uns sind, die Botschafterinnen und Botschafter der weltweiten Kirche bei der Tagung unserer bayerischen Landessynode sind.

Das Schwerpunktthema dieser Synodentagung, „#inBewegung – Kirche in Bayern und Kirche in der Welt“, ist fast so etwas wie eine Brücke zwischen den beiden Aufgaben als Landesbischof und als Moderator des Weltkirchenrats, die ich jetzt habe und die sich dann ab November ganz zugunsten der weltweiten Aufgabe verschieben werden. Das eine hat aber viel mit dem anderen zu tun. Denn dass ich am Ende der Vollversammlung des Weltkirchenrats im September in Karlsruhe meine Bereitschaft erklärt habe, für das Amt des Vorsitzenden zu kandidieren, war genährt von den Erfahrungen, die ich seit meinem Amtsantritt als Landesbischof in den zahlreichen Begegnungen mit unseren Partnerkirchen in aller Welt gemacht habe.

Diese Begegnungen sind die lebensweltliche Basis dafür, dass es für mich nicht einfach Kirchen-Slang ist, wenn wir uns auch in unseren internationalen Begegnungen als „Schwestern und Brüder“ anreden. Überall bei meinen Besuchen in den Partnerkirchen habe ich gepredigt. Und immer habe ich meine Predigt mit diesen Worten begonnen: „Dear sisters and brothers“. Und die Menschen, die ich damit angesprochen habe, sind meine Schwestern und Brüder geblieben, wenn ich dann später nach der Rückkehr hier wieder mit Menschen zusammensaß, die in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft Verantwortung tragen. Meine Schwestern und Brüder in anderen Teilen der Welt saßen und sitzen dann immer mit am Tisch.

Zum Beispiel die Menschen in der lutherischen Gemeinde im Herzen von Sao Paulo, deren Gelände inmitten eines sozialen Brennpunktviertels mit hoher Kriminalität, so etwas ist wie eine Insel der Liebe und der Hoffnung ist, wo Kinder fröhlich spielen, an Computern lernen und miteinander feiern. In der Christus präsent ist in seinen geringsten Brüdern und Schwestern.

Oder die Bauern auf dem Land in Nicaragua, die mir die kleinen Öfen zeigten, die ihnen durch Mittel aus der Klimakollekte zur Kompensation unseres nicht vermeidbaren CO₂-Ausstoßes helfen, dort CO₂-arm kochen können.

Oder die Frauenkonferenz letzten Oktober in Njombe in Tansania, deren leidenschaftliches Eintreten für gleiche Rechte von Frauen einherging mit einer überschäumenden Glaubensfreude und einem Singen, das den Himmel geöffnet hat und mir, zusammen mit Schwester Nicole Grochowina, Gabriele Hoerschelmann und Joachim Pietzcker, klargemacht hat, wie sehr unsere Geschwister in den Partnerkirchen heute für uns so etwas sind wie „Missionarinnen der Freude“.

Oder die Massai in der Nähe von Arusha, bei denen ich im Oktober an einem Morgen zusammen mit Bischof Fredrik Shoo gleich 4 Kirchen einweihen durfte, die uns tanzend und singend empfingen und bei denen wir sinnlich erfahren konnten, dass die Kirche weltweit nicht schrumpft, sondern wächst!

Oder die lutherischen Gemeinden an der Grenze zwischen Ungarn und der Ukraine, die direkt nach dem Beginn der russischen Invasion die Flüchtenden aufgenommen haben und am Morgen jeweils 1000 Brote geschmiert und unzählige Übernachtungsplätze zur Verfügung gestellt haben, damit die Geflüchteten eine sichere Zuflucht finden konnten.

Oder die lutherische Gemeinde in Myanmar, die uns so freundlich empfangen hat und an die ich jetzt immer wieder denken muss, für die ich bete, weil sie in diesen Zeiten der Militärdiktatur direkt von Verfolgung bedroht ist.

Oder die Menschen im Nordirak, denen ich während des IS-Terrors im Sommer 2014 begegnet bin, der Abt des Klosters Alqosh, mit dem ich damals nur deswegen Tee trinken konnte, der überhaupt nur deswegen noch am Leben war, weil die Peschmerga das Dorf gerade noch rechtzeitig mit Waffen gegen die IS verteidigen konnten.

Gerade von diesem letzten Beispiel weltweiter ökumenischer Gemeinschaft habe ich neben meiner engen Verbundenheit mit Ruanda immer wieder erzählt, wenn ich versucht habe, meine friedensethische Position zu erläutern. Das Versagen der UNO-Blauhelme, die beim Völkermord in Ruanda tatenlos danebenstehen mussten, weil sie ihre Waffen nicht gebrauchen durften, während in 100 Tagen fast eine Million Menschen mit Macheten massakriert wurden, hat meine Position dazu ebenso mitgeprägt wie der Kampf der kurdischen Peschmerga gegen die IS-Milizen, durch den sie, auch mit deutschen Gewehren, viele Menschenleben retten konnten.

Es mag paradox klingen: aber es ist vor allem die weltweite ökumenische Gemeinschaft, die es mir unmöglich macht, den Gebrauch von Waffen prinzipiell für ethisch unmöglich zu erklären. So sehr mich Gewissensnöte bei dem Gedanken plagen, selbst Menschen zu töten, so wenig kann ich es mit meinem Gewissen vereinbaren, den Schutz durch Waffen kategorisch abzulehnen und damit wehrlose Menschen schutzlos brutaler Gewalt auszuliefern. Deswegen wiederhole ich heute, was ich in meinem Bericht vor dieser Synode, damals leider nur per Video, angesichts des Ukraine-Kriegs schon gesagt und ausführlich begründet habe: Gewalt ist immer mit Schuld verbunden. Gewalt ist immer eine Niederlage. Aber auch die Verweigerung der Unterstützung militärischer Defensivgewalt kann mit schwerer Schuld verbunden sein. So oder so können wir nur leben in der Hoffnung auf Gottes Vergebung.

Mir macht allerdings große Sorge, dass die Diskussion um den Umgang mit der russischen Invasion in der Ukraine inzwischen fast ausschließlich von der Logik militärischer Gewalt

geprägt ist. Ich verstehe die Bedeutung auch der militärischen Komponente. Denn wenn das gemeinsame Ziel ist, das internationale Recht wiederherzustellen und deswegen für den Abzug der russischen Truppen von allen gewaltsam eroberten Territorien einzutreten, dann spielt diese militärische Komponente für den Ausgangspunkt eventueller Verhandlungen natürlich eine Rolle. Gleichzeitig erleben wir gegenwärtig, dass sich die Front kaum verschiebt, während täglich viele Menschen sterben, während ukrainische Städte und Dörfer von russischen Raketen immer mehr in Schutt und Asche gelegt werden, während unvorstellbare Summen an Geld in immer mehr Waffen gesteckt werden – Geld, das doch so dringend für menschliche Entwicklung gebraucht wird.

Wir dürfen uns an diesen Irrsinn nicht gewöhnen. Deswegen brauchen wir dringend Initiativen, die über militärische Gewalt hinausgehen. Das war der Grund, warum der Generalsekretär des Weltkirchenrats Jerry Pillay und ich als Vorsitzender bei unserem Antrittsbesuch bei Papst Franziskus letzten Donnerstag eine Initiative des Weltkirchenrats vorgestellt haben, an der wir schon eine ganze Weile arbeiten, die nun aber klarere Konturen zu bekommen beginnt. Wir wollen – angepeilt ist der Mai – einen erneuten Versuch machen, einen dreitägigen runden Tisch auf neutralem Gebiet, vorzugsweise Genf, zusammenzubringen, an dem sowohl die ukrainischen Kirchen als auch die russische Kirche teilnehmen. Am ersten Tag wollen wir mit den ukrainischen Kirchen reden, am zweiten Tag mit der russischen und am dritten Tag wollen wir beide miteinander ins Gespräch bringen. Ob es uns gelingt, wenigstens die Kirchen der im Krieg befindlichen Länder zu einer gemeinsamen Haltung zu bewegen, die Türen in Richtung Frieden öffnen kann, liegt in Gottes Hand. Versuchen müssen wir es. Und ich bitte Sie alle, dafür zu beten, dass es gelingt. Wir dürfen uns nie mit einem Andauern dieses schrecklichen Krieges abfinden!

Wenn wir auf dieser Synodentagung zwei Verträge zur Verlängerung von Partnerschaften unterzeichnen, mit der Lutherischen Kirche in Brasilien, der Gemeinschaft Lutherischer Kirchen in Zentralamerika und der Lutherischen Kirche in Tansania, dann ist das ein klares Statement: Wir sind die eine Kirche Jesus Christi. Wir sind alle miteinander Schwestern und Brüder in Christus. Und wir wollen darin Salz der Erde und Licht der Welt sein, dass wir es auch in unserem Leben zeigen. Dass wir einander mit unseren so unterschiedlichen kulturellen Hintergründen in Liebe begegnen und das wirklich im Herzen spüren und nach außen ausstrahlen, was die Überschrift über die Vollversammlung des Weltkirchenrats im September in Karlsruhe war: „Die Liebe Christ bewegt, versöhnt und eint die Welt.“

8. Vom Synodalen zum Landesbischof – dankbare Bilanz

Auch wenn es noch 7 Monate sind, bis ich mein Amt als Landesbischof übergebe, so schließt sich mit meinem letzten Bericht als Landesbischof bei einer Synodaltagung doch auch schon jetzt ein Bogen. Ohne die Landessynode würde ich hier nicht stehen. Das gilt natürlich rein rechtlich. Denn die Landessynode hat mich 2011 gewählt. Aber es gilt auch innerlich. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie die damalige Präsidentin der Landessynode Heidi Schülke mich im Jahr 2008 während einer Sitzung der EKD-Sozialkammer in Berlin unerwartet anrief, um mich zu fragen, ob ich bereit wäre, mich als Landessynodaler berufen zu lassen. Da ich neben meinem Dienst als Theologieprofessor in Bamberg und Dekan der Fakultät Humanwissenschaften auch schon intensiv bei der EKD und dem Weltkirchenrat ehrenamtlich engagiert war, zögerte ich und bat um Bedenkzeit, um das nach meiner Rückkehr nach Ahorn mit meiner Frau zu besprechen. Kurz nach meiner Rückkehr, noch bevor Gelegenheit zum Gespräch war, kam der erneute Anruf, diesmal von Dorothea Greiner, bei dem ich mich nun definitiv sofort entscheiden musste.

Da habe ich, meiner Intuition folgend, spontan Ja gesagt. Und als ich dann später die Synode tatsächlich erlebte, als ich spürte, dass diese Rede von den Schwestern und Brüdern nicht nur in den Wind gesprochen war, sondern in der Gemeinschaft mit all diesen engagierten und eindrucksvollen Menschen spürbar war, da wusste ich: die Entscheidung war richtig. Und ich habe sie in den ganzen 15 Jahren seitdem nicht eine Sekunde lang bereut. Ein Teil von mir – das gestehe ich trotz eines klaren Bewusstseins für meine jetzige Rolle – ist in den bald 12 Jahren als Landesbischof immer auch Synodaler geblieben. Manchmal muss ich mich immer noch selbst korrigieren, wenn ich über aktuelle Entscheidungen sage: „Wir haben als Landessynode beschlossen...“

Und es waren wichtige Wegstationen, die ich in meiner Zeit als Landesbischof zusammen mit der Synode gehen durfte.

Da war, noch vorbereitet durch meinen Amtsvorgänger Johannes Friedrich, die Aufnahme der bleibenden Erwählung des biblischen Gottesvolkes Israel in unsere Kirchenverfassung.

Da war die Aufnahme der Barmer Theologischen Erklärung ebenfalls in unsere Kirchenverfassung. Beides waren mir besondere Anliegen.

Da war der Beschluss der Landessynode, der endlich die öffentliche Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften ermöglichte.

Da war die große Herausforderung der großen Zahl von Geflüchteten im Jahr 2015, die hierher nach Bayern kamen und die grandiose Unterstützung der Bemühungen um eine würdige Aufnahme durch so viele Menschen und auch durch unsere Landessynode.

Da war das große Reformationsjubiläum mit den vielen begeisternden Veranstaltungen überall in Bayern, gerade auch die ökumenisch gefeierten Gottesdienste.

Und da war der seit dem Reformationsjubiläum immer stärker Fahrt aufnehmende Zukunftsprozess „Profil und Konzentration“, der die zweite Hälfte meiner Amtszeit wesentlich mitgeprägt hat und der, davon bin ich überzeugt, genau der richtige Ansatz ist, um in Zeiten wachsender Distanzierung von der Kirche und den damit verbundenen Kirchenaustritten unsere Kirche grundlegend zu erneuern.

Da war die sichtbare Stärkung der Beteiligung junger Menschen in den Entscheidungsstrukturen unserer Kirche durch den synodalen Beschluss über das volle Stimmrecht der Jugenddelegierten und die Freude darüber, dass eine von ihnen, Anna Heinrich, jetzt als EKD-Präses dem Kirchenparlament der 20 Mio deutschen Protestant*innen vorsteht.

Da war und ist aber auch das bedrückende Thema der sexualisierten Gewalt, über das wir hier jetzt gleich noch einmal intensiv reden werden. Die Landessynode hat es in seiner Bedeutung erkannt, als sie in Zeiten der Vorsteuerung und der damit verbundenen Sparnotwendigkeit zahlreiche neue Stellen für die Fachstelle geschaffen hat, mit der wir seitdem intensiv an dem Thema arbeiten.

Da war die Corona-Pandemie und alles Ringen um die richtigen Entscheidungen in so vielen Dilemmasituationen und unter so großer Unsicherheit.

Und da war und ist der Krieg in der Ukraine und die Bewältigung aller damit verbundenen Herausforderungen, zu denen neben der erneuten Aufnahme vieler Geflüchteter vor allem die trotzige Stärkung von Hoffnung und Zuversicht gehört.

Ich breche an dieser Stelle ab. Mein Herz ist zu voll von Dankbarkeit über all das, was wir gemeinsam voranbringen oder bewältigen konnten, als dass ich es jetzt hier ganz ausschütten könnte. Aber ein Letztes will ich sagen: Dass wir als evangelische Kirche in unseren Synoden auf Landesebene, aber auch in den Dekanaten vor Ort so viele Menschen haben, die sich mit all ihren Kompetenzen, mit ihrer Zeit, mit viel Liebe für ihre Kirche haupt- und ehrenamtlich engagieren und diese Kirche selbst gestalten, das ist ein riesengroßer Schatz.

Uns alle verbindet die Erfahrung, die die Jünger auf dem Weg nach Emmaus gemacht haben: „Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete?“

So möchte ich mit Ihnen und Euch in den nächsten sieben Monaten noch intensiv weiter auf dem Wege sein und dann danach, von wo immer aus, diesen Weg als jemand mitgehen, der seiner bayerischen Landeskirche und ihrer Synode immer in Liebe verbunden sein wird.

Vielen Dank!